

## Hoher Besuch.

Berlin, 19. November.

(Nachdruck verboten.)

Knapp sattle mir mein **Dänentross**. . .! Nun, das **Dänen-Ros** war ziemlich Knapp gefaltet. Man ist mit Empfängen ein bißchen verwöhnt in Berlin. Und war auch nicht immer subtilster Geschmack maßgebend, so spürte man durch Girlanden und Papierrosen und Draperien die Unkosten. Und Berlin ist viel zu rasch gewachsen, um nicht noch Tausende von Bürgern mehr durch den Gedanken an das, was so was gekostet hat, zu erfreuen, als durch zarte Aeußerungen höchster Kultur, letzter Verfeinerung. Das Brandenburger Tor trug Gold und Fruchtdecorationen oder verschwand fast wie ein Baby in bunte Tücher gewickelt. Damals. Auch die Prinzenhochzeiten sind noch in festlichem Angebenken. Da half wirklicher Enthusiasmus mit, und die Jahreszeit war günstig. Dänemark ist nicht sehr groß. Vermögende kennen seine allerliebsten Bäder am Sund entlang; Leute, die Zeit haben, kennen seine stille, starke Literatur. Viel Lautes klingt nicht aus Kopenhagen zu uns herüber. Die „guten Beziehungen“, die auf allen Ansprachen und Trinksprüchen obenauf schwimmen werden, sind nicht gar so alt. Und wir schreiben November. Raßkalter Nebel über den kahlen Lindenbäumen. Der Tiergarten entblättert. Die hellen Sommerkleider auf Straßen und Ballonen von dem rauhen Wind verboten.

Knapp sattle mir mein **Dänentross**. Man hat sich auf ein paar Danebrogs besonnen. Das rotgeränderte weiße Kreuz, das zwischen den Kreuzarmen die goldene Krone trägt, kommt da und dort vor in der bescheidenen Dekoration. In der Nähe des Baldachins am gräßlich nüchternen Lehrter Bahnhof baumelt es, und ans Brandenburger Tor hat es die Feuerwehr geholt. Von allen Toren vielleicht das ordnungsgeschmückteste der Welt, hat es den dänischen lange nicht, vielleicht überhaupt noch nicht getragen. „Gud og Kongen!“ \*) Aber das ist ein schöner Zug von dem Brandenburger Tor, es steht ganz schlicht dabei im Novembernebel, und ohne jeden Stolz kuschelt die nasse Viktoria hinüber nach den beiden traditionellen Mastbäumen der Mittelpromenade, nach den müde hängenden Fahnen über den graugrünen Tannengirlanden. Auch der festlich gekleideten Menschen sind nicht allzu viele. Man fröstelt und langweilt sich ein bißchen. Hinter den blühenden Helmen der Garde du Corps und Ulanen, die Spalier bilden, ist nichts recht Buntes mehr zu sehen. Den größten Erfolg im Empfangsbilde haben die schmucken Neuen Messenger Boys — die neueste Erziehung auf dem anstrengenden Wege Berlins zur Weltstadt.

\*) „Gott und der König!“, die Devise des Danebrog-Ordens.

Die Kerlchen mit ihren knappen Jäckchen, ihren roten Streifen an den engen dunklen Tuchhosen, ihrem schiefstehenden, rotüberkreuzten, schildlosen Käppi sehen aus wie lauter Miniaturausgaben englischer Tommys. Nicht die Begeisterung hat sie hergeführt, sondern das Geschäft. Die Hoffnung auf Regen. Große Familienschirme unter dem Arm, stehen sie und lächeln lauernd hinüber nach den spiegelblanken Zylindern der Offiziellen. Auch Festjungfrauen — ursprünglich im Programm nicht vorgesehen — sind noch herbeibeordert. Wenn die Sonne schiene, wären sie gewiß alle reizend. Lieber Gott, wenn die Sonne scheint, ist alles anders. . . . Der Kaiser ist im elektrischen Automobil vorbeigekommen. Die dunkelrote Kaiserstandarte, die er seit kurzem auf dem Kraftwagen führt, hat heute ihre offizielle Premiere.

Dann bestreiten eine Zeitlang die strammen Soldaten, die befrachten Stadtväter, die Messenger Boys und die Schulkinder die Kosten der Unterhaltung. Die Jugend ist mal wieder beurlaubt. Viele Blätter, auch rechts stehende, entrüsten sich. Ein rein höfisches Fest, heißt's, ist kein Anlaß zur Jugendfeier. Möglich, gewiß. Aber es wird viel zu viel in die armen Köpfe hineingepaukt. Das Leben ist so kurz für viele davon, und wer die vielen blaffen, untrübsamen Stübengesichter sieht, gönnt ihnen von Herzen das bißchen improvisierter Herbstferien. Ob sie eine rechte Idee davon haben, daß es doch kein ganz gleichgültiger Moment ist, wenn der schlanke ältere Herr da vorn sich jetzt aus dem vier-spännigen Wagen beugt und zu dem vorgeneigt lauschenden Oberbürgermeister von Berlin huldvolle Worte spricht? Macht nichts, sie sind frei und fröhlich, und in ihrem Herzen lacht der Gedanke: Jetzt hätten wir eigentlich Mathematik-Stunde! Wie ich ihnen ihr Hurra nachfühle. Gud og Kongen! . . . Die Königin, auf weißem Hermelintragen tragend, den gütig lächelnden Kopf einer vornehmen alternden Dame, hat ein Bußwort in Empfang genommen von den knigenden Festjungfrauen. Sie hat die Liebenswürdigkeit, sehr überrascht zu tun; und wollte gewiß keinen Witz machen, als sie, halb zu Fräulein Kirschner, der Bürgermeisterstochter, halb zur Kaiserin gewandt, äußerte, sie habe gar nicht gewußt, daß es noch so reichen Frühling in Berlin gebe. Die dänische Königin ist bescheiden. Man denkt an Kopenhagen im Frühling, die saubere, freundliche, lebenslustige Stadt mit dem bunten Blumenwerk, dem entzündenden, blonden, mittelgroßen Frauentyp, dessen Teint so zart, dessen Lachen so sonnig ist. Denkt an die Straßen den blauen Sund entlang, Garten bei Garten, aus denen die weißen schmucken Häuschen aufs Meer hinauslugen. Denkt an das lichte junge Grün der einzig schönen Buchenwälder, die den Strand säumen, schatten und schützen bis hinauf zu Hamlets düsterem Schloß. Und man findet sie sehr gütig, diese dänische Königin, die in der Fremde in solchem Strauß und den braven, rotgefrorenen Mädchen schon so reichen Frühling im Herbst sieht. . . . Unterdessen sprach Kirschner zu ihrem hohen Gemahl. In der Bürgerschaft

ist nicht alles sehr entzückt, daß der Oberbürgermeister so oft hier barhaupt auf dem Pariser Platz steht, im Angesicht der französischen Botschaft (sie blieb schmutzlos diesmal), des Brandenburger Tors und des Hauses des Herrn von Friedländer; daß er so oft hier mit Stadtvätern, Garde du Corps und Messenger Boys warten muß, auf rotem Teppich oder auf gelbem Kies, um am Wagenschlag einer allemal à la Daumont bespannten Kutsche sein Sprüchlein herzusagen. Aber man hat so manchen königlichen Gast hier mit kurzer Bürgermeisterrede empfangen; man kann nicht gerade beim Dänen aufhören.

Etwa dreitausend Köpfe stark ist die dänische Kolonie hier. Sie erwartet für ihren Souverän dieselben Ehren, wie sie der Italiener und der Grieche empfangt. Man kann mit Masten und Flaggen ein bißchen sparen; nicht mit Bürgermeistern — sie sind beide da — und Schulkindern. Fürstliche Besuche im neuen Berlin haben nun einmal ihr Glück; es wird schwer sein, daran was zu ändern, ohne die Untertanen des zu begrüßenden Souveräns zu verletzen. Sie müssen: „Damals war's doch so. Sind wir solcher Aufwendung nicht wert?“ . . . Und so werden noch viele kommen, und immer wird sich dasselbe Schauspiel entrollen. Im Frühling mehr Blumen und mehr Polizei; im Herbst weniger Blumen und weniger Polizei. Einmal Husaren statt Ulanen — und einmal Dragoner statt Garde du Corps. Aber sonst in Frühlingssonne und Herbstnebel immer dasselbe: Bürgermeister mit Ketten, Festjungfrauen mit Sträußen, Schulkinder mit Frühstückstaschen, Amerikaner mit Kodaks, Messenger Boys mit Regenschirmen. Für die Fremden, die so was selten sehen, ein anziehendes Bild in seiner Berliner Kultur, in seiner preussischen Ordnung, die sich freilich nach dem letzten „Hurra“ in eine wogende Masse von spiegelnden Helmen und Zylindern aufzulösen scheint. Für den behaglichen Spießbürger un bequem durch Absperungen, Geräusch, Kinderjubel auf den Straßen und oft gelesenen Trinksprüchen in den Mäthern. Für den Linden-Klauer aber durch die Gleichmäßigkeit des abzuwickelnden Programms, durch das Einerlei des Schmucks und der Zeremonien, durch das Gefrieren des sonst so beweglichen, amüsanten Linden-Publikums zu einer festen Mauer — langweilig, wie ein englischer Sonntag.

—er.